

Peter Csendes

Und ewig lockt die Berufsbilddiskussion

Der letzte Archivtag im Krems hat es wieder bewiesen: Über das Berufsbild der Archivarin, des Archivars lässt sich trefflich streiten. Die allgemeinen Belastungen haben zugenommen, die digitale Revolution hat unseren Alltag, also auch unsere Arbeitswelt, grundlegend verändert; wir bedienen uns nicht nur fallweise neuer Medien, wir sind bereits von ihnen abhängig¹. Unsere berufliche Tätigkeit wird durch Ziele in Bahnen gehalten, die die Beschleunigung des pace of life in allen diesen Bereichen abbilden. Das bedeutet laufende Anpassung an neue Anforderungen auch in der Ausbildung, also höchste Flexibilität, und schließlich ein Justieren der Philosophie: Der Geist weht nur noch bedingt, wo er will. Der Arbeitsaufwand hat seine Auswirkungen auf personelle und technische Ressourcen. Die Konsequenz daraus ist der Ruf nach Kostentransparenz auch im Archiv; diese wieder muss vornehmlich zu einer Rechtfertigung der Aufwendungen führen, um Einsparungen zu verhindern, gibt doch die Politik bewährte Muster vor: Man spart mit Vorliebe bei der Kultur und bei den Geisteswissenschaften (selber schuld, wer sich für „Orchideenfächer“ interessiert). Daher sind (neue) Prioritätensetzungen gefragt, wurden doch aus Benützern Kunden², Markttauglichkeit ist angesagt³. Ist es also auch höchste Zeit, das (angeblich) herrschende Berufsbild zu überdenken?

Es gibt sie unbestritten, diese neuen Herausforderungen, die Hermann Rumschöttel sehr gut zusammengefasst und von der Ökonomisierung und Utilitarisierung bis zur Globalisierung auf den Punkt gebracht hat⁴. Die Arbeitsmethoden sind heute längst an die neuen Gegebenheiten angepasst, wie aber sieht es mit den Zielen aus, die uns abverlangt werden? Natürlich müssen auch neue Schwerpunkte gesetzt werden, und das bedeutet, anderes zurückzustellen. Dafür bieten

-
- 1 Vgl. Rainer Egger, *Dreißig Jahre Verband Österreichischer Archivare*. In: *Scrinium* 52 (1998), 243.
 - 2 Der unglückselige Kundenbegriff leitet sich aus dem Bemühen der Verwaltungen her, jeden Anschein traditioneller Bürokratie zu vermeiden. Im Unterschied zu Bibliotheks- und Museumsbesuchern, die man in einem allgemein gültigen Verständnis wirklich als Kunden bezeichnen kann – sie bezahlen Eintritt, um bei geistiger Beschäftigung Zeit verbringen zu können –, sind die „Archivkunden“ eben Benützer, die kommen, um an Beständen zu arbeiten, um sie für Forschungen heranzuziehen, sie eben zu benützen; dass man heute mitunter auch dafür zu zahlen hat, ist einem neoliberalen Zeitgeist geschuldet, der geisteswissenschaftlichen Anliegen kritisch bis ablehnend gegenübersteht.
 - 3 Vgl. Gerhart Marckhgott, *Neue Anforderungen an Archivare*. In: *Scrinium* 52 (1998), 213–222; derselbe, *Paradigmenwechsel. Das Oberösterreichische Landesarchiv vor der „digitalen Revolution“*. In: *Stadtarchiv und Stadtgeschichte. Forschungen und Innovationen. Festschrift für Fritz Mayrhofer*, hg. von Walter Schuster, Maximilian Schimböck und Anneliese Schweiger (*Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 2003/2004*, Linz 2004), 109–118; Michael Hochedlinger, *„Verdrossen und einsam“? – Der Archivar im Spannungsfeld zwischen historischer Wissenschaft und „Benützerservice“*. In: *Scrinium* 61/62 (2007/2008), 83–105.
 - 4 Hermann Rumschöttel, *Paradigmenwechsel in Staat und Gesellschaft – Herausforderung und Antwort der Archive*. In: Alfred Ogris–Wilhelm Wadl (Hgg.), *100 Jahre Kärntner Landesarchiv 1904–2004* (Separatum aus *Carinthia I* 194, 2004), Klagenfurt 2004, 61–68.

sich die wissenschaftlichen Aktivitäten der Archive an, zumal Forschungsprojekte jederzeit auf eine hinreichende Zahl stellungsuchender junger Wissenschaftler zurückgreifen und solcherart „ausgelagert“ werden können. Hat daher historische Forschung ob der geforderten Kundenorientierung noch ihren Platz in den Zielvereinbarungen⁵?

Man kann angesichts solcher durchaus ernsthafter und begründeter Überlegungen Sorge vor einer entstehenden Wissenschaftsfeindlichkeit haben, die schließlich – möge das übertriebene Schwarzmalerei bleiben – dazu führen würde, dass am Ende im Archiv nur noch der Records Manager als moderner Registraturbeamter (sofern es noch einen Beamten geben sollte) überbliebe, der keinen älteren Text mehr lesen können muss. Gern wird die Notwendigkeit eines markttauglichen Archivs durch das Suggestieren des Bestehens einer extremen Gegenposition untermauert: Diese verkörpert der Archivartyp in der Tradition des 19. Jahrhunderts, der sich im stillen Kämmerlein seiner Bestände erfreut, sich der wissenschaftlichen Erforschung von Quisquilien widmet und der diese seine beschauliche kleine Welt abzuschotten bemüht ist⁶. Ihn gibt es aber in Wahrheit längst nicht mehr, und wer in der Hoffnung auf eine derartig gestaltete Laufbahn den Archivarsberuf ergriffe, würde eine böse Überraschung erleben.

Es läge nahe, diese konträren Positionen mit einem Generationsparadigma zu erklären. Diese Erklärung trifft aber nicht zu. Der Verfasser, mit einiger Distanz zu den aktuellsten Anforderungen des Tages, kann als Stimme aus dem Off auf Erfahrungen aus Jugendtagen im heimischen Archivwesen zurückblicken; er kannte noch Archivdirektoren, die zu Hause an ihren Publikationen arbeiteten und verständigt werden mussten, wenn Vorgesetzte nach ihnen verlangten, oder jene, die im Verdacht standen, Bestände zu verheimlichen, um sie selbst auswerten zu können. Es war eine Zeit, in der sich die Archivarin, der Archivar die Arbeit überwiegend aussuchen konnte und diese ihr oder ihm nicht permanent von außen aufgedrängt wurde. Man vermochte daher durchaus, sofern man sein Spezialistentum im Interesse der Wissenschaft nutzen wollte – nicht alle Archivarinnen und Archivare sind als Geschichtsforscher in Erscheinung getreten –, neben den Ordnungsarbeiten wissenschaftlich tätig zu sein, sofern Benutzer betreut und Anfragen anstandslos erledigt wurden. Nicht nur die von Archiven selbst herausgegebenen oder betreuten Schriftenreihen legen davon Zeugnis ab, sondern auch die landeskundlichen Publikationsorgane, um deren hohe Qualität man bemüht war und die wie selbstverständlich in der Dienstzeit redigiert wurden. Man war sich dabei allerdings der Zustimmung vorgesetzter Stellen nicht immer sicher und überlegte, ob man sie nicht verstecken müsste. Der Verfasser erinnert sich an eine staatliche Erhebung über den Anteil von Wissenschaft und Verwaltung in Kulturinstitutionen um 1970 – von F- & E-Erhebungen war noch keine Rede. Im Wiener Stadt- und Landesarchiv kam man damals schließlich

5 Vgl. Marckhgott (wie Anm. 3); Michael Hochedlinger, „Wenn wer was von Geschichte hört ...“ Archive, Quellen und Geschichtsforschung. Aphorismen zum Zustand unserer Disziplin. In: *Scrinium* 58 (2004), 88–94.

6 Marckhgott, *Neue Anforderungen* (wie Anm. 3), 214.

nach längerer Diskussion doch zu dem Schluss, dass die überwiegende Tätigkeit der Archivare eine wissenschaftliche sei, allein der Direktor hätte einen höheren Anteil an Verwaltungsarbeit zu leisten.

Der Hauptgrund für die geschilderte Arbeitssituation war, dass die Lawine der Massenakten erst allmählich über die Archive hereinbrach, da sich vieles noch in den Dienststellen oder in Zentralregistraturen befand. Die Zahl der Forscher als Benützer war dementsprechend überschaubar. Man war sich aber der kommenden Probleme sehr wohl bewusst, auch wenn es manchen – älteren wie jungem Archivar – davor schaudern mochte. Die Einstellung zum Beruf war über Generationsgrenzen hinweg durch die Ausbildung am Institut für österreichische Geschichtsforschung bestimmt. Diese hatte ihren Schwerpunkt unbestritten in der Forschung, und Heinrich Fichtenau begrüßte seine angehenden Institutsmitglieder auch als junge Forscher. Das hob deren Selbstbewusstsein, hatte aber auch den Nebeneffekt, dass jene, die sich dann dem Archividienst zuwandten, etwas abfällig betrachtet wurden (es soll sogar von „zweiter Garnitur“ die Rede gewesen sein, aber das war wohl nur ein böswilliges Ondit). Der Vorwurf, das Institut für österreichische Geschichtsforschung habe nicht Archivare, sondern primär Forscher ausgebildet, war also nicht unberechtigt und bildete mit ein Motiv für die Gründung des VÖA im Jahr 1967. Es wurden auch die ersten Jahre des Berufsverbandes durch die Ausbildungsfrage dominiert⁷, wobei man sich um eine Veränderung in der Schwerpunktsetzung des Ausbildungskurses bemühte, bei der die Bedürfnisse der Archive stärkere Berücksichtigung finden sollten. Nachdem der Kurs auch durch Veränderungen im Bundesdienstrecht in Frage gestellt worden war, führte der so entstandene Druck schließlich nach dem Kitzbühler Archivtag von 1977 zu einer Reform, die im Interesse der Archivwissenschaft wesentliche Verbesserungen brachte. Das Berufsbild hatte damit eine Ausrichtung erhalten, die den bestehenden Verhältnissen entsprach. Dass auch in der Folge nicht jeder immer alle Lehrveranstaltungen als optimal empfunden haben wird, ist als Phänomen jeglichem Studienbetrieb immanent.

Vor bald drei Jahrzehnten hat Bernd Ottnad die Entwicklung des Berufsbilds aus den Veränderungen der Aufgabenschwerpunkte zu erläutern versucht⁸, indem er mit Hilfe von Phänotypen die Entwicklung vom „Archivpaläographen“ des 19. Jahrhunderts zum „Archivorganisator“ der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nachzeichnete. Mag diese Kategorisierung nach hilfswissenschaftlichen Sparten übertrieben erscheinen, so lässt sie sich doch an konkreten Beispielen festmachen. Die Anforderungen der Frühzeit vor allem unserer Landes- und Stadtarchive konzentrierte sich auf die Verzeichnung der vorhandenen, überwiegend älteren Bestände, die in den regionalen Urkundenbüchern und Regestenwerken ihr

7 Vgl. Csendes, Qualifikationsprofil und Leitbild im Archividienst. In: Kärntner Landesgeschichte und Archivwissenschaft. Festschrift für Alfred Ogris zum 60. Geburtstag, hg. von Wilhelm Wadl (Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, 84, Klagenfurt 2001, 644 Anm. 4; Egger (wie Anm. 1), 241 f.

8 Bernd Ottnad, Das Berufsbild des Archivars vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. In: Aus der Arbeit des Archivars. Festschrift für Eberhard Gönnen (Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 44, Stuttgart 1986), 15.

Ergebnis fand. Paläographische und diplomatische Kenntnisse, Erfahrungen in Editions- und Regestentechnik bildeten dafür das Grundwerkzeug und sollten, um die Aktenkunde ergänzt, auch weiterhin das wichtigste methodische Rüstzeug bleiben. Damit war zwangsläufig die intensive Beschäftigung mit der Landes- und Ortsgeschichte, aber auch mit der Verwaltungs- und Verfassungsgeschichte verbunden. Organisationsfragen waren lange Zeit in der Tat von untergeordneter Bedeutung.

Auf dieser Tradition beruht die Vorstellung vom Historiker-Archivar, den man heute gern in die Mottenkiste verbannen will. Eine Begründung dafür liefert die im Unterschied zum angloamerikanischen Raum verbreitete, nicht nachhaltig begründete Reserviertheit vieler Archivarinnen und Archivare gegenüber dem Konzept der „Archivwissenschaft“; man wollte darin vielfach nur die praktisch-manuelle Seite des Berufs sehen, die man zum Teil auch angelernten Mitarbeitern überlassen konnte und die scheinbar keines methodisch klaren, nachvollziehbaren Vorgehens bedurfte. Das war keineswegs auf Österreich beschränkt. Auch in Deutschland, wo man Theoriediskussionen viel aufgeschlossener gegenübersteht, hatte man ähnliche Ansichten und hegte vielfach Vorbehalte gegen Forschungsarbeiten auf diesem Gebiet.

Die Beschaulichkeit kam den Archiven spätestens im Verlauf der 1970er Jahre abhanden⁹. Das erste große Problem, das Aufgaben und Zeitkontingente verschob, waren die Massenakten. Sie erzwangen im Unterschied zu den Altbeständen, die vielfach Sammlungscharakter hatten, die Forcierung des funktionalen Aufgabebereichs der Archive. Bewertung und Skartierung rückten auch die Auseinandersetzung mit der Verwaltungsentwicklung in den Blickpunkt, was fallweise zu einer Reorganisation der Bestände führte. Es wurde zunehmend schwerer, diese Aufgaben „nebenher“ zu erledigen, ein Renversement im Einsatz der Ressourcen war unvermeidlich. Der Archivorganisator war nun tatsächlich gefragt.

Der nächste Schritt war die genannte digitale Revolution. Die Probleme wurden in Österreich früh – ich würde meinen rechtzeitig – erkannt¹⁰. Es war allerdings schwierig, das Bewusstsein bei allen Archivarinnen und Archivaren zu wecken sowie insbesondere die Verwaltungsstellen von der Notwendigkeit der Mitsprache der Archive bei den Umstellungen zu überzeugen. Die Dauer dieses Meinungsbildungs- und Erkenntnisprozesses führte bedauerlicherweise dazu, dass vieles unwiederbringlich verloren ging. Natürlich standen nicht nur in Österreich viele der EDV in der Verwaltung skeptisch bis ablehnend gegenüber, schließlich entscheiden sich in der Regel an Mathematik und Technik Interessierte nicht für ein Geschichtsstudium. Den Satz „Einem wirklichen Archivar kann davor nur grauen“ gab es in vielen Abstufungen zu hören. Mit der zunehmenden Schwerpunktverlagerung der Archivarbeit in den funktionalen Bereich – in welchem auch die neuen Medien Bedeutung erlangten, nachdem sie vorerst bei den Sammlungen Fuß gefasst hatten – musste auch in der Ausbildung reagiert, mussten

9 Es war ein Anachronismus, dass der Linzer Archivtag von 2009 unter dem Motto „Das Ende der Beschaulichkeit“ stand.

10 Vgl. die Beiträge in *Scrinium* 13 (1975).

